

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 52 (1948-1949)
Heft: 13

Artikel: Die lebende Leinwand
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669071>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Er rief Karl, daß dieser ihm das Mädchen und den Ball auf das Ruhebett bringen solle, damit er auch mit dem Tierlein „göpel“ könne. Doch Karl war so vertieft in sein Spiel, daß er das Dringliche und Bittende in Werners Worten nicht herausspürte. Das Ueberhörtwerden aber steigerte die aufkeimende Unzufriedenheit und ließ diese zu Aerger und Wut anschwellen, nachdem nach wiederholtem Bitten Karl kurzerhand gesagt hatte: „Sei doch einmal still, du kannst ja zuschauen.“

Werner verlor die Fassung. Er faßte das Malbüchlein, das auf der Bettdecke lag, faßte die Bauklötzchen, nahm selbst das Rissen und schleuderte alles heftig gegen die ahnungslos und vergnügt Spielenden. Und dann fing er an zu weinen und zu schreien und mit den Fäustchen an die Wand zu schlagen, daß die Mutter entsetzt herbeieilte.

Karl stand erstaunt auf und schaute fragend auf seinen Kameraden. Auch die Mutter begriff diesen Wutausbruch nicht. Sie dachte, daß Werner recht unartig sei und man ihn dafür bestrafen müsse. Kurzerhand schickte sie Karl mit

dem Mädchen heim, schloß die Läden der Stube, so daß es ganz dunkel wurde darin. Hier in der Dunkelheit und Einsamkeit sollte sich nun Werner auf das Recht tun besinnen.

Wer hinter Werners unangepaßtem Verhalten seinen ihn überwältigenden Schmerz über das Angebundensein erkennt, weiß, daß hier Strafe nicht der rechte Weg war. Wie leicht hätte diese die Kinderseele verhärten und bitter machen können.

Dies geschah glücklicherweise in diesem Falle nicht, weil noch früh genug die rechte Hilfe eintrat. Eine Pro Infirmis Fürsorgerin war auf den Knaben aufmerksam gemacht worden. Sie konnte eine ärztliche Behandlung in die Wege leiten und veranlassen, daß dem Knaben ein Gehapparat zur Verfügung gestellt wurde. Obwohl die ersten Gehversuche äußerst mühsam waren, bedeuteten sie doch den Anfang einer körperlichen wie seelischen Befreiung. Werner bekam ein ausgeglicheneres Wesen und stand nicht mehr in der Gefahr, ein schwererziehbares Kind zu werden.

Dr. E. Brn.

Die lebende Leinwand

Wenn ich heute all die schönen Dinge an mir vorbeiziehen lasse, die mir in den letzten Jahren die größte und nachhaltigste Freude bereitet haben, kommt gleich der Film, die epochale Erfindung der lebenden Leinwand. Ihr gehört mein lautester Dank, meine Begeisterung. Was für eine Entwicklung hat sie durchgemacht, was für einen Aufstieg erfahren! Von Anfang an bin ich dabeigewesen. Ich war noch ein Schulerbub, als unsere Kilbenen im Schwange waren. Auf eine solche hin wurde auch eines Tages eine bescheidene Zeltbude aufgestellt, und über ihr prangte das neue, seltsame Wort: Kinematograph.

Was ist das? wunderten wir neugierigen Kinder.

Und alsobald lautete die Erklärung: Das sind lebende Bilder. Auf einer Leinwand ziehen sie

vorüber. Turner turnen, eine Tänzerin tanzt, Tiere werden auf einen Markt geführt, auf einem Holzstoß wird die Jungfrau von Orleans den Flammen preisgegeben!

Wir verstanden nicht, was da verkündet war. Bilder lebten auf dem gespannten Tuche. Flammen loderten, aber die Leinwand brannte nicht. Das konnte nicht mit rechten Dingen zugehen. Auf alle Fälle, wir mußten sehen, was da geschah.

An einer der ersten Vorführungen nahm ich teil. Mit großer Spannung saß ich auf der primitiven hölzernen Bank. Alle Reihen hatten sich gefüllt. Und siehe da: die Ankündigung behielt recht. Die Turner turnten, die Tänzerin machte ihre Sprünge, Röhre wurden aufgeführt und an Stangen festgebunden. Die Ereignisse spielten sich ab in unheimlicher Stille. Alle Wesen waren

stumm. Wenn die Turner von ihren Geräten herunter den Boden berührten, vernahm man keinen Laut. Feuer loderte auf auf dem Holzstoß, aber es knisterte nicht. Ein seltsam rötlicher, dichter Rauch qualmte in die Höhe und hüllte die Jungfrau ein, die dem Tode überliefert war. Kalt lief es mir über den Rücken. So etwas hatte ich noch nie gesehen. Es war, als ob Gespenster auf der Leinwand vorüberhüschten.

Nur etwas tat den Augen weh. Die Bilder zitterten. Es flimmerte, und wenn man eine Weile gespannt hinschaute, mußte man sich abwenden, um sich vom unruhigen Glackern zu erholen.

Und doch, großartig war's, unerhört, ein Wunder! Alles lebte auf der Leinwand, ein Schiff kam angefahren, die Wellen rauschten auf; ein Zug fuhr in einen Bahnhof ein, die Reisenden entstiegen den Wagen.

Wie ist das alles in raschen Jahren besser geworden! Eine ganze Industrie hat sich herausgebildet. Die Bilder wurden schärfer, das lästige Flimmern verschwand, die ganze Welt wurde durch den Film erobert. Man lernte die Eskimo kennen in Grönland, die Cowboy in den Prärien Amerikas warfen ihre Lasso, man begegnete den Giraffen und Löwen Afrikas und zog durch die australische Stadt Sydney. Die besten Schauspieler kamen von der Bühne zum Film. Und siehe da: eine neue, gewaltige Ueberraschung: man hörte Worte, Lieder wurden gesungen. Ganze Opern wurden im Kino vorgeführt, die Kostüme der Darsteller erschienen nicht mehr in den monotonen Schattierungen zwischen Weiß und Schwarz. Farbe hatten sie bekommen. Sie glänzten in Gold, Rot und Blau, die Natur prangte in herrlichen Tönungen, Meer und Himmel, wie sie die Sonne beschien. Ja die köstlichsten und lustigsten Verzauberungen waren dem Filme möglich geworden, das Märchen mit all seinen Verwandlungen und Fabelwesen, und im Trickfilm wirbelt eine tolle Welt zwischen Mensch und Tier durcheinander, daß man sich vorkommt, man sei auf einen fernem Stern entrückt, auf dem das Unmöglichste möglich geworden ist.

Der Film hat die Wissenschaft erobert, oder soll man's umgekehrt sagen: die Wissenschaft hat den Film sich dienstbar gemacht. Vom Hundertsten bringt sie ins Tausendste vor, zeigt, wie die Zellen sich teilen, wie das Blut durch die Adern strömt. Aber sie steigt auch ins Kosmische auf und erklärt den Lauf der Gestirne.

Und unererschöpflich, grenzenlos ist die Phantasie des Filmes. Sie bevölkert die unendlichen Räume zwischen Himmel und Erde und läßt die Grenzen zerfließen, die sonst zwischen Pflanzen und Tieren und Menschen gezogen sind. Wie ein denkendes, fühlendes Wesen zieht sich die grüne Ranke am aufgepflanzten Stabe empor. Das Wachstum eines Sommers ist in wenige Minuten zusammengedrängt. Das Tier in der Wüste wird durch das Teleskop in greifbare Nähe herangeholt, und der Mensch, er fliegt über alle Länder, Meere und Berge und bringt Bilder heim, die bis jetzt noch kein Auge geschaut hat.

So ist für den Menschen durch den Film eine Erweiterung seines geistigen Horizontes geschehen, die von gewaltiger Bedeutung ist. Mit welch hohen Gefühlen bin ich schon nach einem denkwürdigen Film nach Hause gewandert! Reich und glücklich war ich wie schon lange nicht mehr. Mein Auge hatte Wunder geschaut, und mein Herz war aufgegangen wie eine Blume, die sich der Sonne geöffnet hat.

Und einer besondern Wirkung sei noch gedacht. Monatelang hatte ich krank gelegen. Der ewig gleiche Blick durchs Fenster hatte mich sehnüchtig gemacht nach neuen Bildern. Die Beine waren noch müd, und wie dumpf war mir der Kopf zu keinen Gedanken aufgelegt, träg und verworren. Ob irgend ein ärztliches Mittel mir neue Kräfte zu geben vermochte, Mut und Lebenslust? Lange hatte ich umsonst darnach gesucht.

Da lockte mich an einem Nachmittag ein guter Film, das Schicksal eines großen Musikers. Seine Lieder und Symphonien waren ins Geschehen hineinverflochten. Sie hoben mich empor, zusammen mit dem Leben des Künstlers, der früh, viel zu früh, einem tragischen Leiden erlag. Ich war erschüttert.

Aber, als ich wieder ins Freie trat, was war mit mir geschehen? Ich fühlte mich leicht und wohl wie seit Wochen nicht mehr. Keine Müdigkeit mehr in den Beinen und mein Kopf so klar, daß ich auf einmal wieder ans Leben glaubte. Jetzt wußte ich: es ging aufwärts mit mir.

Und ich hatte mich nicht getäuscht.

Es hatte kein Pulver, kein Tränklein gebraucht. Der Film hatte mir alle Nebel verschweicht und den Weg gewiesen, den ich einschla-

gen mußte, um mich ganz wieder meiner Arbeit widmen zu können.

Es war die Gewalt alles Menschlichen, die mich wie mit Zauberhand berührt hatte. An mich selber hatte ich nicht mehr gedacht. Die Schatten, die mich tagsüber gedrückt hatten, waren fort, mir war wie dem Vogel in der Luft.

Seitdem bin ich dem guten Film gewogen wie dem besten Freund.

Ernst Eschmann

Zuspruch auf den Weg

Von Josef Reinhart

Die nachfolgenden Worte an junge Eheleute (und solche, die es werden wollen) stehen im Familienbüchlein, das der Regierungsrat des Kantons Solothurn bei Anlaß der Trauung abgeben läßt.

Sonne und Regen zur rechten Zeit,
Abseits von Neid und Haß und Streit.
Gemeinsam in heitern und trüben Tagen
Die leichte, die schwere Bürde tragen!
Mag einmal der Weg umdunkelt sein,
Beglänzt ihn der Herzen Sonnenschein!

Diesen Spruch dürften wohl Hunderte von jungen Eheleuten lesen und beherzigen, und es wäre schön, wenn er, unter Glas und Rahmen, an einem Morgen oder Abend den Sinn der Worte von neuem lebendig machen könnte.

„Sonne und Regen zur rechten Zeit!“

Immer und allezeit Sonne, allezeit Glück ist keinem Menschen, keiner Ehe, keinem Hause beschieden. Und es ist wohl Schickung Gottes, daß wir auch den herben Geschmack des Lebensbrotes kosten lernen. Immer nur lächelndes Glück macht uns gleichgültig für die Gaben, die uns geschenkt sind, vielleicht auch übermütig, selbstsicher, undankbar. Daß uns das Leben auch einmal ernst ansieht, läßt uns stärker werden; im Kampf erst lernen wir die guten Tage schätzen.

Sonne und Regen zur rechten Zeit! Mit diesem Wunsche lernen wir auf eine höhere Schickung bauen und vertrauen. Wenn wir das

bedenken, dann wird uns erst bewußt, daß jedem Hause, jeder Ehe nach kurzen oder langen Tagen einmal das Abschiednehmen bestimmt ist.

„Abseits von Neid und Haß und Streit!“

Das soll nicht heißen, daß wir uns eigensüchtig von der Welt abschließen und nur unser Gärtlein betreuen; denn jede Familie ist eine Zelle im Bau des Staates und im Leben der Volksgemeinschaft. Edle Freundschaft, gute Nachbarschaft verbindet uns, verpflichtet uns zur Anteilnahme am Geschick der andern, erweitert den Blick über die Schranken des eigenen Lebens hinaus. Jedoch was hilft es, wenn wir uns mit dem Zank und Klatsch, dem Neid der andern den Frieden des Hauses trüben lassen?

Die Familie ist der Hort unseres Glückes; in diesem Sinne haben wir uns verbunden in der Ehe. Mann und Frau, Vater und Mutter sein, heißt nicht bloß an sich selber denken, heißt vielmehr Schenken und Empfangen; wir müssen den Segen erkennen lernen, der darin liegt, daß keines nur für sich selber lebt, daß in der Beglückung des andern eine Weihe liegt. Jedes gute Wort, jede Hilfe, jede Handreichung, die wir dem andern schenken, gibt unserm eigenen Beruf als Mann und Frau, als Vater, Mutter einen höhern Wert. Und in dieser Übung lernen wir auch über unsere menschlichen Schwächen, über unsere Stimmungen, über unbedachtes Wort und Handeln Meister werden.